Das Vaterland.

Skizze von H. von Mühlenfels.

Tagaus — tagein glühende Sonne über den weiten Tropenfeldern. Weiß glänzte das einsame Haus aus dem Buschwerk hervor; ein farbenfreudiger Garten schloß es ein. Heiß und berauschend fluthete der Duft der großen, schweren Blüthendolden zu den offenstehenden Fenstern der Veranden hinein.

Die größte, gepflegteste, geeignetste Kulturstrecke der ganzen blühenden Insel war auf diesem Fleck Erde entstanden. Reichthum war aus der Erde gequollen — Glück war in Menschenherzen gezogen — im fremden, tropischen Land hatten tüchtige, kluge, fleißige Menschen eine Heimath gefunden.

„Wir sind hierhergekommen, um uns zu äußeren Glücksgütern zu verhelfen, und hatten nie einen Augenblick daran gedacht, daß das fremde Land uns Liebe und Heimathsgefühl bringen könnte", pflegte Heinrich Hertling an Tagen des Glücks zu seiner jungen Frau zu sagen. „Als Egoisten kamen wir hierher, — wollten das Land ausbeuten, um es, wenn es seinen Zweck für uns erfüllt hatte, wieder zu verlassen. Aber es hatte Rache an uns genommen; es hat uns zurLiebe gezwungen, hat uns erkennen gelehrt, daß der Mensch da seine Heimath hat, wo er sich seinen Wohlstand aufbaut."

Die junge Frau sah ihn, wenn er so sprach, mit bangen Blicken an.

„Ich kann es troß allem nicht vergessen, daß wir auf fremdem Boden weilen!" hatte sie immer wieder zur Antwort gegeben. „Ich kann die Heimath niemals vergessen!"

„Die Heimath, die uns nur Armuth und Elend gebracht hat!" erinnerte er in bitterem Ton — und in beider Herzen lebte die Erinnerung an eine gescheiterte Existenz auf.

Sie lebten glücklich zusammen. Sie hatten Schweres erlebt — und wer im Kummer gelernt hat, an der Seite des Gefährten treu auszuharren, der bleibt ihm erst recht treu, wenn nach langen Wolkenschatten die Sonne wieder hervorbrechen will.

Nur in einem Punkt fanden sie keine Einigung: die Frau strebte der Heimath zurück; dem Mann aber hatte das fremde Land Ersatz gebracht: je reicher die Erfolge aus tropischer Erde ihm zuflossen, um so blasser ward das Bild der Heimath in seinem Herzen.

Und da sie sich über ihre Zukunftspläne nie einigen konnten, hörten sie auf, davon zu sprechen — nahmen, was der Tag ihnen brachte, und arbeiteten an der Anhäufung äußeren Besitzes.

Längst war unter den europäischen Völkern der Unfriede ausgebrochen — schon waren Schlachten geschlagen — schon waren Ströme von Blut geflossen, als die ersten Nachrichten vom furchtbaren Völkerringen bis zur einsamen englischen Kolonialinsel hininsel hindrangen.

Heinrich Hertling las mit bebender Stimme der Gefährtin die fast unfaßbar klingenden Berichte vor.

„Weißt Du, was das für uns bedeutet?" fragte er tonlos.

„Es bedeutet, daß wir in die Heimath zurück müssen!" sagte sie mutig. Da lachte er laut und dröhnend auf.

„Noch einmal vor einer zerrütteten Existenz stehen?" rief er verzweifelt. „Zurück in das Land, das uns kein Fortkommen gewähren wollte, als wir in bitterer Noth waren?"

„Es ist unser Vaterland!" sprach sie leise. „Meine Brüder kämpfen gegen den Boden, auf dem wir stehen!"

„Mögen sie!" rief er hart. „Vaterland heißt für mich das Land, in dem ich leben kann — in dem das Glück mir hold ist!"

Sie sagte nichts mehr. Sie war wie betäubt. Der Wunsch langer Jahre hatte sich für sie erfüllen sollen: sie trug ein Kind unter dem Herzen. Voll Seligkeit hatte sie bis zum heutigen Tag an die Zeit der Erfüllung gedacht; nun zitterte sie vor dem Tag, an dem sie das Kindlein im Arme halten würde.

Heinrich Hertlings Ruhe und die seiner jungen Frau waren dahin. Sie waren außer einem jungen Kaufmannsehepaar die einzigen Deutschen auf der Insel. Man sah sie mit mißtrauischen Blicken an.

Die Frau des Kaufmanns kam zu Heinrich Hertlings Frau.

„Haben Sie gehört — man hat uns Frauen freie Rückfahrt in die Heimath geboten?"

Frau Hertling erbleichte.

„Mein Mann hat mir nichts davon gesagt!"

Da flüsterte die junge Kaufmannsfrau ihr zitternd zu:

„Ihr Mann hat erklärt, Engländer werden zu wollen! Er ist fünf Jahre im Lande; er kann das Bürgerrecht erwerben. Wenn er es thut, können Sie in Ruhe hier bleiben, und für Sie wäre es doch ein Glück, Frau Hertling!"

„Mein Mann wird nicht Engländer werden!" sagte die junge Frau schroff, und die Besucherin senkte den Kopf.

Ein Schweigen entstand, endlich fragte die Frau des Pflanzers:

„Was gedenkt Ihr Mann zu thun?"

„Er ist älter als der Ihre!" entgegnete die Frau; er hofft, daß man ihm ohne Schwierigkeiten die Rückkehr gestattet."

„Und wenn man es nicht thut?"

„So wird er abwarten, was geschieht!"

„Aber er wird Deutscher bleiben?" Und da nur ein Kopfnicken die Antwort war, wußte Frau Hertling, daß der einzige Deutsche auf dieser englischen Insel — ihr einziger Freund — den Mann, der sein Vaterland preisgeben wollte, verachtete. Wußte, daß er ihr seine Frau geschickt hatte, um seine Warnung auszusprechen — — und wußte zugleich mit furchtbarer Gewißheit, daß ihr Mann einen Entschluß gefaßt hatte, an dem nicht mehr zu rütteln war.

Die Besucherin erhob sich und reichte der starr dastehenden jungen Frau die Hand.

„Wenn Sie einen Schutz brauchen, so rechnen Sie auf uns, Frau Hertling."

An diesem Abend geschah das Furchtbare.

Die junge Frau, die das Kind unter dem Herzen trug, lag zu Füßen des Mannes, den sie liebte.

„Alles will ich mit Dir tragen — jede Entbehrung will ich hinnehmen—, nur bewahre mich vor der Schande, mein Vaterland zu verleugnen!"

„Du weißt nicht, was Du sprichst!" sagte er. „Ich bin 40 Jahre alt, ich bin nicht imstande, noch einmal als Bettler anzufangen."

„Wo Tausende ihr Blut und ihr Leben geben, denkst Du an äußeren Besitz!" rief sie verzweifelt.

Er erinnerte sie an das Kind, das sie erwarteten; er sprach von demElend vergangener Jahre, von seiner Ohnmacht, noch einmal den Kampf aufzunehmen, und zuletzt schrie er in Zorn und Wuth: „Ich habe verlernt, das Land zu lieben, das mir keine Existenz gab!"

Sie schwieg — aber eine Woche später war das Band zerrissen. Die Frau war als Deutsche auf dem Weg nach der Heimath; der Mann saß allein auf seinem heißgeliebtenBesitz im tropischen Land und rang mit sich — gab seinem Starrsinn immer neue Nahrung und schrie und tobte in verzweifelten Nächten: „Ich habe kein Vaterland; mein Vaterland ist da, wo ich mein Fortkommen habe!"

Am Tag suchte er seiner Beschäftigung nachzugehen — aber die Freude war von ihm gewichen. Oed schien ihm das reiche, lachende Land geworden; das weiße Haus war ein Kerker. Ihn fröstelte troß der Hitze, die erstickend fast über dem Lande brütete.

Drei Tage noch waren ihm bis zur Entscheidung geblieben. Entweder saß er nach drei Tagen als Gefangener in irgendeinem Winkel der Insel, oder aber er gab seine Unterschrift unter ein kurzes Schriftstück und blieb ein freier, wohlhabender Mann.

Die Schalen der Wage pendelten hin und her. Hier lag Ehre mit Gefangenschaft verbunden — auf der anderen Seite Freiheit — Wohlstand!

Und in dieser Entscheidungsschwere fühlte er tödtliche Stille um sich, nun die Frau von sich gegangen. Sie war so leis und still gewesen, und hatte doch sein Haus mit Leben erfüllt. Nie war ihm das so deutlich geworden.

Oft schrak er zusammen und glaubte, sie auf der Veranda oder im Garten gesehen zu haben. Oder es war ihm, als habe er ihre warme, tiefe Stimme gehört — als habe er ihr Hand auf seiner Stirn verspürt!

Wofür hatte er gearbeitet? Für wen war er in dieses Land gezogen? Für sich selbst?

„Nein, für sich selbst brauchte er so wenig von dem, was durch Geld zu erreichen war.

Aber die kleine, zarte Frau hatte so manches geliebt, was er ihr drüben nicht hatte geben können. Um ihretwillen hatte er das Land, das ihn nicht ernähren wollte, verlassen; um ihretwillen hatte er hier wie ein Lastthier gearbeitet.

Nun war alles umsonst. Nun war er ein armer reicher Mann! Ein Tag verging und noch einer! Nur eine einzige Nacht noch trennte ihn von der großen Entscheidung.

In dieser Nacht flog sein ganzes Leben an seinem Geiste vorüber. Die Kindheit tauchte auf; das liebe alte Elternhaus im kleinen rheinischen Städtchen sah er vor sich. Sah die Mutter im Winkel des Wohnzimmers sitzen — die beiden Kinder ihr zu Füßen — andächtig lauschend auf die Geschichten, die sie erzählte.

Die Schuljahre durchlebte er wieder; sah die Gesichter von Freunden und Genossen lebhaft vor sich erstehen! Die ganze fröhliche, glückliche Jugend lachte ihn an — und tobte an ihm vorüber. Dann waren ernste Jahre gekommen: des Vaters Tod und die veränderten Verhältnisse! Der Mutter Tod und die Ehe mit dem Mädchen, das er liebte. Unglücksfälle, Noth, banges Suchen — Muthlosigkeit — und endlich der Entschluß, das Land der Väter, das Land der glücklichen Jugend zu verlassen.

Nie im Leben hatte Heinrich Hertling sein deutsches Vaterland so schön gefunden, als in dieser schweren, bangen Nacht. Von rechts und links fiel man auf dieses schöne, reiche Land ein, wollte es zerreißen — vernichten — in Stücke hauen!

„Entsetzlich!" stöhnte er — sprang auf, tauchte den Kopf in kühles Wasser und preßte dann die Stirn an eine Fensterscheibe.

Und den ganzen Tag blieb sie hier — sengend — glühend — grausam hell.

Heinrich Hertling empfand die große Helligkeit plötzlich wie eine Qual.

Er ließ den Vorhang herab; er wollte im Dunkeln sein, wollte nichts sehen von dem, was er sich erworben hatte in dem Land, das mit zuDeutschlands Feinden zählte.

Werthlos — gleichgültig war ihm alles — wie wenn lauter böse tückische Feinde ihn aus höhnischen Augen ansahen, so war ihm zumuthe.

Die Stunden rannen; um Mittag mußte die Entscheidung fallen.

Einer seiner Untergebenen meldete in englischer Sprache, daß das Frühstück draußen bereit stehe.

Er nahm das Frühstück nicht, aber lange bevor der Mittag gekommen war, ging er zum Gemeindehaus und mit fester Stimme erklärte er:

„Ich verzichte auf alle Wohlthaten dieses Landes! Ich fühle deutsch und werde Deutscher bleiben!"

Man gestattete ihm, noch einige Briefe zu schreiben. Die schrieb er mit fester Hand und leuchtenden Augen.

Um die Mittagszeit war er ein Gefangener, aber einer vo jenen, die troß des Joches, das sie tragen müssen, ein stolzes Lächeln in den Augen haben.

Montenegrinische Reise.

Von Karl Fr. Nowak.

Die eroberte Stadt.

Keine Stadt, durch die der Krieg schritt, war ähnlich kriegerisch im Ueberschwang soldatischer Farben, keine so bunt durch soldatische Bewegung wie Plewlje, da die Kriegsstandarte der Monarchie über seinen Häusern aufrauschte. Noch lag, als die Vortruppen einmarschirten, das Winkelgewirr der Gassen vermummt und stumm, mit schweren Thoren, die die alten urväterlichen Holzriegel sperrten. Aber als Bataillon um Bataillon einzog, als die Schüsse nur mehr fern und schwach vom Schedewatz herüberwehten, als der marschierende Schritt der Truppen ein einziger, fester Schlag wurde, der an den Thüren wie ein wohlbekannten Gruß emporhallte, flog Riegel um Riegel hinter den Thüren auf. Und jetzt lockten sie alle die Fanfaren heraus, die oft gehörten, hellen Trompeten, die von oben, von unten die Stadt durchschmetterten, vom fernsten Lager her, das einst Oesterreich-Ungarn auf der Höhe gebaut, von der Brücke an der Dschamija her, die einst Oesterreich-Ungarn gebaut: die alten, hellen, gelben Trompeten, die als eine einzige jauchzende Tagwacht mit „Vergatterung!" und „Ruh!", mit „Habt-acht!" und „Marsch!" über die Dächer stiegen, zu dem Gleichtritt der Soldaten in der Basarstraße sangen, mit all den langgedehnten Rufen und Signalen endlich zu einem ganz merkwürdigen Konzert übermüthig ineinanderschwirrten, und bis zu den Minarets hinaufkletterten, daß der Muedsin horchte. Die Stadt mit den vermummten, stummen Gassen blinzelte. Eine Thür ging weit auf, ein Fenster öffnete sich. Es war, als erwachten sie alle vom Schlafe. Der Schlaf hatte sieben Jahre gedauert, bis sie die Oesterreicher wiedersahen, jetzt rieben sie sich verwundert die Augen, sie rissen sich am Ohrläppchen, ob sie nicht träumten, ob sie auch wirklich und richtig hörten. Aber es blieb dabei: das waren wirklich wieder die Trompeten aus der Oesterreicherzeit, deren Signale und Rufe sie alle noch kannten, die sie aber hatten vergessen müssen, die fortgezaubert schienen und plötzlich von den Höhen wiedergekommen waren und jetzt die ganze Stadt durchschmetterten . . .

Es war sicher, daß die Montenegriner, die in Plewlje noch geblieben waren, und auch die Serben, die in diesem Hause wohnten oder dort, die Fäuste hinter den Holzriegeln heimlich ballten. Nachts öffneten sich die Fäuste freilich und versuchten, die Telephondrähte durchzuschneiden: sie versuchtens nur ein einziges Mal . . . In der Straßenecke, vor dem viereckigen Rathhausthurm stand die junge Serbin, siebzehnjährig, mit schwarzem Haar, mit blitzenden Augen, mit wild zurückgeworfenem Kopf, die Lippen hochgeschürzt. Eine Weile halten wir.

„Willst du uns niederschießen?" fragt lachend der Offizier neben uns. „Mich? Uns alle?"

„Stoitza thut nichts, Herr." — Ein junger, blasser Türke steht plötzlich da. „Stoitza ist gut" — —. Er spricht sehr schnell. Es ist etwas wie Angst in seiner Bürgschaft. Er läßt das Mädel nicht aus den Augen. Es ist klar, daß er sich um Stoitza mehr ängstet als um uns.

Sie aber rührt sich nicht. Sie blickt an uns vorbei. Sieht auf die marschirenden Soldaten. Und schürzt die Lippen nur noch hochmüthiger.

Und der Basar wird aufgemacht. Kleine, schräge Holzdächer, die von den weißen Häusern in der Höhe des ersten, bescheidenen Stockwerks zwei Meter weit in die Straße springen. Holzsäulen, die einfache, viereckige Pfosten sind, stützen sie. Aber der Laden selbst reicht ein Stück ins Haus hinein. Jeder hat ein kleines Holzpodium, jeder hat ein Stück Teppich, eine Matte, darauf man mit gekreuzten Beinen ruht. Was zum Verkaufe blieb, ist flach auf dem Boden aufgereiht. Dunkelbrauner, flockiger, mazedonischer Tabak. In losen, offenen Haufen auf ein niederes Brett geschüttet. Der andere hat bunte Tücher, einen Rest von Teppichen, die vom Wandviereck des Ladens hängen. Es gibt Obst, es gibt Streichhölzchen. An dünnen Schnüren, von Säule zu Säule, hängen gut geflochtene Opanken aus Bast und Holzopanken, die ein einfacher Lederstreif, vorn über'm Spann am Fuße festigt. Die Soldaten halten sich hier nicht auf. Sie können mit den Opanken nicht marschiren. Sie brauchen sie auch nicht, ihr Schuhwerk ist gut. Aber vor den Tabakhändlern stehen sie, und ein paar Minuten schauen sie, wenn sie Rast haben, dem türkischen Kupferschmied zu, der schon wieder an seinen Tassen, an seinen Büchsen und Kannen hämmert. Es summt und surrt schon wieder im Basar, die Türken sind jetzt alle herausgekommen. Die wärmenden Räucherpfannen, die kleinen Aschenbecher auf drei Füßen auf der Erde in jedem Laden. Hier ist Hammelfleisch ausgelegt. Der Händler sitzt mit gekreuzten Beinen da, er raucht und raucht; manchmal zieht er, damit man sie besser sehe, eine grell gewebte Decke aus einem Deckenberg hervor, der neben dem Hammelfleisch sein Verkaufsgut ist. Und er raucht und raucht. Er rührt sich selten. Von fünf zu fünf Minuten bringt ein kleiner Junge mit rothem Fes im kupfernen Geschirr Kaffee. Die Soldaten schauen zu.

Wir aber gehen in die Kafana. Sie ist nicht ganz türkisch, man sitzt auf Stühlen, die noch aus Wien sind, rund um ein Billard, das noch aus Wien ist.

„Spielst du eine Partie?" fragt der Fähnrich den Fähnrich. Und das Carambolduell wird ausgefochten. Auf dem Brett, das windschief wurde, mit Billardstöcken, die leise knirschten bei jedem Stoß. Aber es ist doch ein Fest: zwischen Gefecht und Gefecht. — Plewlje ist eine Großstadt.

Kleine Türkenjungen bringen die winzigen, flachen Tassen. Schwarz, heiß ist der Kaffee, aromatisch, milde. Die kleinen Türkenjungen laufen ohne Unterlaß. Die Kafana ist gedrängt voll.

„Plewlje ist eine Großstadt," erklärt der Rittmeister Er trinkt jetzt das siebente Täßchen. Wir alle trinken das siebente Täßchen. Und die Ordonnanz tritt an, die das Quartier besorgte.

„Wo?"

„Melde gehorsamst: im Serbischen Haus."

Serbisch oder nicht: wir haben 40 Kilometer scharfen Ritt hinter uns, — man wird die Thüren sperren, noch einmal mit dem Revolver schlafen. Niemand wird uns stören. Abmarsch ins Quartier, quer durch die ganze Stadt.

Die hellen, gelben Trompeten blasen.

* * *

An der Moschee kann man nicht vorbei, ohne troß der Müdigkeit zu verweilen. Mitten aus dem Rund der türkischen Gassen, deren Häuser das obere Stockwerk alle wie einen einzigen breiten, kühn abwärtsgeschwungenen und vergitterten Erker über das Erdgeschoß wölben, mitten aus dem Grau der enggeschmiegten Häuser ragt die Dschamija: stolz und weiß, feierlich und unantastbar, das Minareh, der ausgestreckte Finger des Propheten, der zum Himmel weist. Sie haben keinen bildhaften Schmuck der Größe Allahs, keine Mystik und keine süße Verklärung. Goldene Koransprüche nur auf blauem Grund, die sich auf verschlungenen, unausschöpfbaren Wegen zu einem Ornament der Unendlichkeit schlingen; Koransprüche überm Eingang, innen an den Wänden, die sich mit blumenhaftem Anklang ineinanderfügen; tiefgeschnittene, große Nischen oben in den Säulen, in den Köpfen der gothischen Bogen, in die selbst wieder hundert kleine, spitzbogige, ineinanderschwirrende blaue, gelbe, goldene, rothe Nischen eingeschnitten sind. Inschriften über des Vorbeters Platz, die wiederum wie ein blumenhaftes Geheimniß sind, wundervolle, kostbare Teppiche, deren Muster sich nie wiederholen und in deren gewebte Spiele man Stunde um Stunde sich verspinnen könnte, weil auch sie versteckte Deutungen zu tragen scheinen. Mit all diesen Deutungen, Verheißungen, Geheimnissen scheint die Dschamija hier noch gar nicht Gottes Haus, nur sein Vorhof, nur das siegelbeschriebene, verschwiegene Thor, vor dem man Schuhe von den Füßen streift, um zu warten, bis der Einlaß gewährt wird. Nur das verschlossene, mit den Räthseln der Seligkeit beschriebene Thor, hinter dem erst einst der Inschrift Sinn zur blühendsten Wahrheit in Allahs wirklicher Nähe werden kann . . Und versponnen rauscht der alte, steinerne Brunnen vor dem Eingang, der große, achteckige Brunnen, aus dem die acht Wasser leise sprudeln, niedrig wie Quellen aus der Erde. Niedere Steinbänke um das Achteck — Ort der Vorbereitung vor dem Eintritt in Allahs Vorhof, Ort der Träume, wenn das Gebet vorbei. Die acht Wasser rauschen wie die Inschriften. Auch ihr Spruch ist dunkel und trägt in die Ferne. Aber auch ihre Verheißung ist groß.

Die Ordonnanz freilich ist ganz und gar unbewegt. Sie drängt und mahnt: wir wollen bei Tageslicht noch ins Quartier. Das Thor ist dort hundert Jahre alt. Schwere Beschläge aus edelm Holz, die Flügel flach geschnitzt, die Farbe dunkel und zeitbedeckt: das Ganze wie zwei große kyrillische Buchdeckel, die sich schnell vor uns öffnen. Man ist vorbereitet, man erwartet uns. Eine alte Frau, die die Magd scheint, eine junge Frau, die die Herrin scheint. Die junge ist höflich, die alte ist aufdringlich: sie fürchtet sich. Ihr Mundwerk geht flink, hat hundert Skalen, Baß und Flageolett, sie erschöpft sich, sie dienert, lacht immerzu ohne Grund: bitte, nur einzutreten, bitte, es ist ganz unser Haus. Und überraschend ist dieses serbische Haus, dessen Herr jetzt bei den Montenegrinern sicht. Schlanke, peinlich saubere Treppen, Zimmer, die wie Hallen mit vielen hellen, hohen Fenstern sind. Leichte, fast anmuthige Möbel, alle mit hübsch gebogenem Schwung. Im großen Zimmer, das vor den Erkerfenstern eine zierliche Rampe hat, im Staatszimmer, an dessen Wänden sehr bürgerliche Photographien hängen, läuft um die ganze weiße Wand rundum eine blank gearbeitete, kissenbesäte Bank, zierlich und niedrig: das haben sie von den Türken gelernt. Von den Türken auch die Lust zu Teppichen. Piroter Muster, Gewebe von beträchtlicher Kostbarkeit, etwas derb in den Formen, warm in den Farben, decken den Boden. Muster aus Plewlje, bäuerisch froh, einmal grün und blau, drüben im andern Zimmer tiefschwarz und glutroth, umspannen halbhoch die Wände. Schimmernd sind die Linnen der Betten, zart mit seidigem Glänzen. Voll heller Anmuth, voll luftiger Raumluft das ganze Haus.

„Was ist Ihr Herr?"

Ein Wortschwall der Alten. Baß und Flageolett. Dann lacht sie wieder. Die junge Frau versteht endlich. Zögernd sagt sie: „Major" — Der Alten fällt das Tablett aus der Hand, auf dem sie Kaffee brachte. Welche Unvorsichtigkeit! Jetzt werden die „Austriaci" die Teppiche nehmen, die Wandbehänge, die Linnen. Ihr Wortschwall wird bedenklich.

„Geh hinaus, alte Dame," sagte der Rittmeister, „wir wollen schlafen."

Er schiebt sie sachte durch die Thür. Die junge Frau bringt eine Lampe. Die Alte heizt noch ein. Endlich scheint auch sie beruhigt. Niemand wird uns stören.

* * *

Bis es pocht. Genau eine Viertelstunde später. Wir springen aus den Betten — ein Ordonnanzoffizier: „Exzellenz läßt die Herren bitten — zum Abendbrot."

„Danke, wann?"

„Sogleich."

Wir wandern schon wieder durch die Straßen. Sie sind ein phantastischer Korso geworden. Die Nacht sank mit einem tiefen, dunkeln Blau, in dem nur Zigaretten glimmen und Worte summen und Schritte gehen. Im Laternenschein, der noch von unserm Hof herausfällt, draußen sechs Bajonette, zwischen den Bajonetten sechs Leute. Aha, wir sahen sie schon: das sind die sechs serbischen Geiseln, die von ihrem feierlichen Spaziergang durch die Stadt heimgeführt werden . . . Von ihrem Spaziergang, damit alle Serben in Plewlje sehen, daß Geiseln da sind. Und damit keine Telephondrähte mehr durchschnitten werden.

In der Straße selbst ist nichts mehr zu sehen. Kein Licht brennt. Aber der Korso wird immer dichter, immer unentwirrbarer, immer rauschender. Immer mehr Zigaretten wandern vorbei, gaukelnde Goldfunken in der Finsterniß. Schatten von Tragthieren tauchen auf, links, rechts, vorne, hinten, von allen Seiten auf einmal, in Zehnerreihen und endlos, Büffelkolonnen stampfen über den Boden. Ich sehe sie nicht, oder nur sehr dunkel, aber ich höre sie. Urthierlaute brummen vorüber, wildgeschwungene Hörner blinken auf, von den Goldfunken übertanzt, die ganze Horde trottet und stampft durch den Urwald der Nacht, der wieder die alte, auf tausend unerklärten Wanderungen durchfurchte Fabelheimath geworden ist. Und die bosnischen Pferdeköpfe, wirr zwischen die Büffelhörner gestreut, klopfen mir auf die Brust, erschreckte Nüstern fliegen mit einem Schnauben empor, hochbepackte, gaue Rücken schwanken und weichen schnell aus. Von Minute zu Minute bin ich in neuen Thierschwärmen. Verschollene, vierfüßige Vorzeitalter sind auf dem Marsch. Soldatenrufe dazwischen. Irgendwo Trompeten: langgezogen, das Abendgebet . . . .

Endlich aber sind wir im Harem. Im leeren Harem bei der Exzellenz. Der Besitzer selbst stellte ihn zur Verfügung. Und ging nach Sarajewo. Wunderlich im hervorkommenden Mond die verschwiegenen Höfe, die blauen Wände des Frauenpalastes. Aber mehr romantisch im Halblicht, als deutlich im Charakteristischen. Vielleicht morgen oder übermorgen kann mans im Muße studiren. Jetzt fühlen wir mit der Exzellenz, mit dem Stab, der noch liebenswürdiger scheint als all die liebenswürdigen Stäbe dieses Krieges, aus mühsam niedergezwungenem Halbschlaf Gespräche über den Feind. Wir kriegen kaum die Augen auf. Und die Exzellenz lächelt: „Schlafengehen, meine Herren!" — Schwer kriegen wir von den Stühlen hoch und stolpern mit den krummgerittenen Beinen aus dem Harem.

„Hier ist der Schiebeschalter," sagt ein Baron im Hofe, „durch den den Frauen das Essen gereicht wurde. Wie in einem Käfig."

„Wie interessant," sagt mein Kamerad, und starrt in die entgegengesetzte Richtung.

„Wie in einem Kä—fig?" Auch der Rittmeister gähnt. Von der Thür aber ruft die Exzellenz: „Morgen reiten Sie in die Front — Schwarmlinie!"

Im Augenblick sind wir alle wach: Morgen in die Front — Schwarmlinie — herrlich! Gute Nacht!

Doppelsinnig.

„. . . Ihr Freund ist also nicht nur ein eifriger Luftschiffer, sondern auch ein fleißiger Autler?". — „Ach, der hat nichts im Kopf als Gas und Benzin!"

Kasernhofblüthe.

Unteroffizier: „Kerl, das Gewehr präsentiren Sie wie ein vegetarischer Kellner einen Hasenbraten!"

Ein Schlauer.

„Es ist einfach furchtbar. Meine Frau verlangt von mir ewig Geld, Geld, Geld und immer wieder Geld!"

„Aber um's Himmelswillen, was thut Ihre Frau mit all dem vielen Geld?"

„Ach, das weiß ich nicht, ich habe ihr bis jetzt noch keins gegeben!"

Gesundheitspflege.

Neue Diabetes-Kur.

Aus dem Rockefeller Institut, das der Welt bekanntlich schon gar viele gute Kuren für schlimme Krankheiten gegeben hat, kommt jetzt den Zuckerkranken eine frohe Kunde.

Die Experten des Rockefeller Institutes wollen nämlich ein ganz neue und radikale Kur für Diabetes gefunden haben. Und nach Dr. Frederick M. Allen, dem ersten, der diese Kur angewandt hat, hat man die neue Methode genannt.

Auf völlig neuen Grundsätzen baut Dr. Allen seine hoch interessante Heil-Theorie auf. Er stimmt mit seinen Kollegen überein, daß schlechter Stoffwechsel die Ursache der Zuckerkrankheit sei. Und nun ist er zu der Folgerung gekommen, daß man gut thäte, wenn man den Organen, die an diesem Stoffwechsel Schuld seien, so wenig Arbeit als irgendwie möglich zu verrichten gäbe. Und um dies zu bewerkstelligen, müsse man das Körpergewicht durch Fasten und strenge Diät auf ein Minimum herabbringen.

Aerzte und Laien, die über die Behandlung Zuckerkranker gelesen haben, werden erkennen, daß dies eine radikale Abweichung von allen früheren Methoden ist. Denn bis heute haben die Aerzte stets darauf bestanden, das Körpergewicht ihrer Patienten auf einer möglichst großen Höhe zu erhalten. Und Fette, Butter etc. spielten bei der Diät der Diabetiker immer eineHauptrolle.

Anders bei der Radikalkur Dr. Allen's.

Man muß den Kranken durch strenges Fasten auf etwa vier Fünftel seines alten Körpergewichtes herabbringen, ist seine Weisung. Und dann muß man ihn durch Diät und körperliche Uebungen auf diesem Mindestgewicht erhalten.

Körperliche Uebungen für Diabetiker?

Das ist auch etwas ganz Neues.

Und Fette, Butter, Oele, etc., sind in der Dr. Allen'schen Diät absolut untersagt!

Eine ganze Reihe von New Yorker Aerzten haben im Rockefeller Institute Experimente mit Zuckerkranken angestellt. Und mit einer einzigen Ausnahme soll sich gezeigt haben, daß die neue Kur wohlthätig auf die Patienten wirkte.

Man ließ die Kranken an die zwanzigmal die acht Treppen im Institute erklimmen, und gann gingen sie in der frischen Luft noch an die 10 Meilen pro Tag spazieren. Man machte Athleten aus den Kranken und Geschwächten und nahm ihnen jeden Zweifel an der Möglichkeit ihrer Wiederherstellung. Und wie gewaltig dies moralische Element bei Zuckerkranken ins Gewicht fällt, ist ja eine altbekannte Thatsache.

Lebensdauer der Junggesellen und der Ehemänner.

Der alte Scherz, wonach verheirathete Männer nicht länger leben als Junggesellen, sondern es ihnen nur so vorkommt, hat nur als Scherz seine Berechtigung. Denn die Statistik und besonders die von den Lebensversicherungsgesellschaften gesammelten Ziffern beweisen, daß man mit ernsten Dingen nicht seinen Spaß treiben soll. Den Aufstellungen einer der größten Gesellschaften zufolge sterben im Alter von 30 bis 50 Jahren zweimal so viel Junggesellen wie Ehemänner. Aber auch von 50 bis 80 Jahren haben die Verheiratheten die günstigsten Lebensaussichten, da für jedes Hundert Ehemänner 150 Junggesellen ins bessere Jenseits verschwinden müssen. Wer dem Motto huldigt: Lustig gelebt und frühzeitig gestorben!, der bleibe Junggeselle, wer dagegen sich lange des Daseins erfreuen möchte, der schließe sich einer besseren Hälfte an. Die erwähnten Ziffern, die übrigens nicht gleichmäßig für Frauen gelten, enthalten noch weitere Lehren. Es läßt sich aus ihnen schließen, daß verheirathete Männer für die Versicherung ein besseres Risiko bieten, weil sie sich mehr in Acht nehmen, bessere Nahrung genießen, erfolgreicher im Leben sind. Vielleicht hat auch die Fürsorge, die ihnen ihre Gattin zutheil werden läßt, etwas damit zu thun. Wein, Weib und Gesang, genossen, wenn der Mond zu verbleichen beginnt, sind noch von keinem Arzt als gesundheitsfördernd empfohlen worden. Auch mag der Gedanke, daß des Ehemannes Arbeit der Fürsorge für Andere gewidmet ist, wohlthätigen Einfluß auf Körper und Seele haben. Aus allem diesem ergibt sich, daß es zwei Arten Lebensversicherungen gibt: die eine, welche von Prämienzahlungen abhängig ist, die andere, die mit einem Trauring verbunden ist. Um Wolljägers Motto mit einer kleinen Aenderung hierauf anzuwenden: „Wer weise wählt Weibchen", wobei Weibchen selbstfolglich nur in der Einzahl zu verstehen ist.

Oeffentliche Gesundheitspflege.

Aus einem kürzlich veröffentlichten statistischen Bericht ergibt sich, daß von 227 großen amerikanischen Städten nicht eine einzige jährlich $1 für den Kopf der Bevölkerung und Sicherung des öffentlichen Gesundheitszustandes ausgibt. Am nächsten kommt Seattle dem Dollar mit 96 Cents, der Durchschnitt ist jedoch nur 22 Cents, und für die 17 größten Städte zusammengenommen 34 Cents. Die durchschnittlichen Aufwendungen sind größer für den Süden als für den Norden. [illegible] Cents, in Memphis sogar 93 Cents, dagegen in den nördlichen Mittelstaaten jährlich für den Kopf der Bevölkerung durchschnittlich nur 15 Cents. Krankheit, Armuth, Schmutz und Unwissenheit, diese Dauerfeinde der Menschheit, sollten gerade so unablässig und mit ebenso wirksamen Mitteln bekämpft werden wie ein Feind, der unser Land mit Waffen in der Hand betritt. Dieser Krieg wird früher oder später zu einem Weltkriege werden müssen, dessen Erfolge allen betheiligten Völkern gleichmäßig zu Ruhm und Ehre gereichen werden.

Feuchtigkeit der Stubenluft.

Das moderne Streben nach Bequemlichkeit hat uns u. A. auch die Dampfheizung, und mit dieser eine so trockene Stubenluft gebracht, daß sie als eine ernste Gefahr für die menschliche Gesundheit angesehen werden muß. Diese Gefahr wird noch durch die Furcht vieler Leute vermehrt, sich durch hinreichendes Offenlassen der Fenster und genügende Lüftung der Zimmer eine Erkältung zuzuziehen. Die sogenannte „schlechte Luft" ist solche, deren Sauerstoffgehalt weit unter dem dem Menschen zuträglichen Maße steht, ein Uebelstand, der durch Zulassung frischer Luft leicht beseitigt werden kann. Ausgetrocknete Luft ist nicht nur ein vorzüglicher Staubfänger, sondern das geeignetste Feld für die Entwickelung krankheiterregender Bazillen. Wer aus einer überheizten, nicht genügend gelüftet und mit trockener Luft gefüllten Stube ins Freie tritt, wird meistens eine Erkältung heimbringen und häufig an Halskrankheiten oder Kopfweh leiden. Trockene heiße Luft wirkt auf Kinder besonders erschlaffend und bewirkt, daß sie mager und schwächlich werden. Die Wirkung ist die gleiche, als ob man sie sich beständig in einem Heißluft-, russischem oder türkischem Bade aufhalten ließe. Aus allem Diesem ergeben sich zwei Lehren, die Keiner übersehen sollte, der sein Geld lieber für etwas anderes verwerthet als zur Bezahlung von Arzt und Apotheker: 1. Alle Zimmer sollten selbst bei kältestem Wetter mehrmals täglich gelüftet werden (man thut dies, indem man ein Zimmer zurzeit lüftet, und dessen Thür inzwischen geschlossen hält), daß man Nachts der frischen Luft entweder in der Schlafstube oder in einem Nebenzimmer durch ein theilweise geöffnetes Fenster Zutritt verschafft. 2. Man sorge für den unbedingt nothwendigen Feuchtigkeitsgehalt der Luft, indem man auf alle „Radiators" metallene Schalen mit Wasser stellt oder sonstwie Wasser zum Verdampfen bringt. Heißwasserheizung ist aus Gesundheitsrücksichten anderen Heizmethoden vorzuziehen, wer jedoch eine derartige Anlage für sein Haus wählt, sollte sich vergewissern, daß der Apparat nicht nur Hitze, sondern auch Wasserdunst an die Zimmer abgibt. Viele sogenannte „Heißwasserheizungen" erweisen sich dieser doppelten Aufgabe gegenüber als Fehlschlag.

Die zuträglichste Zimmerwärme ist 68 bis 70 Grad Fahrenheit; darüber hinausgehende Hitze macht schläfrig, lähmt den Geist, verursacht Kopfweh, macht die Muskeln schlappig und gibt blasse Gesichtsfarbe. Es ist unrecht, von Kindern zu erwarten, daß sie in einem überhitzten Zimmer ihre Schularbeiten machen sollen, wenn selbst Erwachsene es fast unmöglich finden werden, ihre Gedanken auf eine bestimmte Sache zu konzentriren oder irgend welche Denkarbeit zu verrichten.

Die verkannten Würfel.

Mieze hat Liebesgaben ins Feld geschickt, Schokolade, Zigarren und Suppenwürfel. Sie erhält folgende Antwort:

„Liebes Fräulein! Herzlichen Dank für Ihre Sendung! Die Schokolade und die Zigarren waren prachtvoll, bloß die Bonbons schmeckten etwas salzig!"

Erklärung.

Hausfrau: „Du, Alter, sag' mal, was ist denn eigentlich die Inspiration, von der mir unser Zimmerherr, der Dichter, immer erzählt?"

Hausherr: „Weißt Alte, das is ungefähr dasselbe, was für uns der Durst is!"

Diese Frechheit.

Mann: „Hier in der Zeitung steht, daß die Zahl der Esel immer mehr und mehr abnimmt."

Frau: „Da sieht man wieder, wie viel Erzieherlalent in uns Ehefrauen steckt."

Feinfühlig.

Junge Wittwe (zur Faschingszeit bei der Schneiderin): „Können Sie mir nicht eine Kombination machen zwischen Domino und Trauerkleid?"

Auf dem Kriegerball.

Reserveleutnant: „Nun, meinFräulein, hat Sie auch der Patriotismus hergeführt?"

— „Nee, Herr Leitnant, mein Onkel Eusebius."

Fremder Logiergast (zum Hotelier): „Der Dirigent Ihrer Hauskapelle verfügt über einen ganz vortrefflichen Tonkörper."

Hotelier (stolz): „Ja, wissen S', der ist auch mein ständiger Tischgast."

„Herr Kommerzienrath haben ja Zwillinge bekommen! Was haben Sie ihnen denn für Namen gegeben?"

„Ja, zwei [illegible]